4. KAPITEL: NEUE WERKE UND GEFÄHRTEN

ALS seine mexikanischen Freunde gegen Weihnachten des Jahres 1890 in ihre Heimat zurückkehrten übergab George ihnen zu ihrer großen Verwunderung beim Abschied in Bremen den ersten Druck seiner Gedichte und schloß damit das Schicksal dieser Freundschaft ab. Dann fuhr er für einige Wochen nach München, das ihn schon beim ersten Sehen erfreute und fesselte und wandte sich von dort im beginnenden Frühling nach Verona und Venedig, wo er die ersten wirklichen Eindrücke italienischen Wesens und Lebens empfing, wie sie die „Gesichte" in den PILGERFAHRTEN bewahren. Auch gab er sich in der Stadt der glühendsten Farben ganz dem bestrickenden Zauber der großen Maler hin, die hier heimatlicher und irdischer erschienen als in den Galerien von London und Paris, Berlin und München, die er schon kannte. Von Venedig fuhr er nach Wien, verbrachte die Spätsommermonate wieder in England und Frankreich und kehrte nach einem zweiten Besuche Münchens im Herbst nach Wien zurück: so im mitteleuropäischen Bildungskreis von Nord nach Süd, von West nach Ost rastlos reisend schauend und suchend. Auf einer dieser Fahrten besuchte er die Königsschlösser Ludwigs II., zu dem ihn eine dunkle Neigung hinzog seit er am 13. Juni 1886 im Theater zu Mannheim während eines Zwischenaktes die Nachricht seines tragischen Todes unter der erschütterten Menge der Besucher miterlebte. Den größten Teil des Jahres verbrachte er in Wien, wo er die Universität nur wenig besuchte, aber in der reichen Bibliothek sich der ganzen Dichtung der Romantik bemächtigte und in ihr schon manches Gut der neuen englischen und französischen Dichterschulen vorgebildet fand. Die Wanderungen durch Stadt und Umgebung förderten diesen Hang zur romantischen Zeit. Wien hatte nichts von der starken hastigen Triebkraft der Großstädte des Nordens und Westens. Das Leben der Kaiserstadt war ruhig fast bis zur Lässigkeit, aber eine heitere Anmut machte es einschmeichelnd und überdeckte den Mangel an tätigen Kräften. Musik, Theater und Tagesschreiberei hatten überwiegend den Anteil aller Schichten der Gesellschaft und verhüllten die Gefahren eines überalterten von bösen Spannungen drinnen und draußen bedrohten Staates. Hof und Bürgertum fühlten sich noch getragen von einer altgeheiligten Sitte, der Name der schon so lange herrschenden Habsburger, das Bild der Stadt mit der Fülle seiner Bauten und Denkmäler aus frommen und heldischen Zeiten und eine ununterbrochene Überlieferung guter Lebensformen verknüpfte Wien wie keinen Ort sonst noch mit dem Glanz des mittelalterlichen Kaisertums und der Pracht der katholischen Kirche. Dazu war es die südlichste Hauptstadt des Deutschtums, einst das unerschütterliche

Bollwerk gegen die Kriegerscharen des Ostens, jetzt noch die Verkehrs- und Handelsbrücke zum Orient und das Gemisch der Völker und Sprachen in seinen Straßen gab ihm etwas von der Buntheit jener morgenländischen Fremde, die den Dichter in Venedig schon berührt hatte. Es war die Stadt der leichtesten und farbigsten Geselligkeit, aber George verlebte in ihr fast sein einsamstes Jahr. Die PILGERFAHRTEN, die dort entstanden, sind das am meisten romantisch anmutende Werk des Dichters und lassen deutlich die Luft des Ortes spüren, aber sie verraten noch mehr die Schritte des Einsamen inmitten der bewegten Menge der heiteren Stadt. Der Weg der PILGERFAHRTEN liegt in der Richtung des Durchbruches der HYMNEN: Die Suche nach der „Herrin" in der Doppelbedeutung von geistiger Begnadung und sinnlicher Wunscherfüllung, welche die Jünglingsjahre kennzeichnet, ist Sinn und Ziel der Wanderung. Die Schritte und Halte, Kämpfe und Opfer auf diesem Wege spiegeln die Gedichte wider und das Ringen zwischen dem leidenschaftlichen Blut und dem Bewußtsein der höheren Berufung ist ihr am häufigsten wiederholtes Thema. Denn die triebhaften Erlebnisse und Erfahrungen fanden in dieser Seele schon ein Maß vor, an dem ihr natürliches Recht gemessen wurde: nicht ihr eigenwilliger Aufruhr sondern ihr Dienst in der dichterischen Gestaltung bestimmte ihren Platz und der Geist Georges kam gerade in dieser Spannung von Menschenglück und Dichterleid zu sich selbst, erfuhr an ihr sein Verhältnis zur Welt. Noch steht er in den PILGERFAHRTEN unsicher tastend vor dem eingeborenen Geschick: nur das höchste Schöne wählen und dennoch kein Irdisch-Triebhaftes verwerfen zu dürfen, und die Waage schlägt nach beiden Seiten fast zu Verzichten und Verzweiflungen aus. Aber das Maß wird gehalten, über Rausch und Taumel siegt die gelassene Kraft der Bändigung, über das Leid das Lied.

In der Glut dieses Ringens ist der Reichtum an innerer und äußerer Welt gegenüber den HYMNEN schnell gewachsen: wir erkennen in den Gedichten die tiefen Eindrücke der spanischen Reise und den üppigen Reiz Venedigs wieder, aber auch „Verjährte Fahrten" der frommen Kindheit tauchen auf und noch tiefer hinab in vorzeitliche Schichten, in längst versunkene Geschehnisse eines ortlosen Ehmals sinkt die Seele des Dichters und zeigt uns, daß ihr innerer Zeitenraum viel weiter und umfassender ist als der durchfahrene Mitteleuropas. Aber in keiner Weite und Tiefe verliert sie sich an ein rein Naturhaftes, noch wird sie überwältigt von einer außermenschlichen Macht. Alles verdichtet sich im Menschen als menschliches Bild, selbst wo der Geist des Dichters in urzeitliche Vorgänge hinabtaucht wie in den Gedichten „Mühle laß die Arme still", „Daß er auf fernem Felsenpfade" und „Wir jagen über weiße Steppen", sind noch die unpersön-

lichen Gewalten der Erdentiefe in menschliche Gestaltung hinaufgerissen. Das weiteste Schweifen und Irren dieser Pilgerseele erscheint im Gedicht sicher umgrenzt und schön. So wird die zarteste Regung, die sie durchzittert, wie der heftige Sturm, dem sie sich überläßt, doch immer Sinnbild der festen Zucht, die sie im Werk gewonnen hat. In den HYMNEN und den PILGERFAHRTEN ist dieses Ringen noch von einer spröden Unmittelbarkeit wie später niemals mehr: Jeder Schritt des dichterischen Erlebens, sein Beginnen und Gelingen, Verzagen und Erhoffen, sein Opfern und Entsagen, ist zugleich der zutreffende Ausdruck der Erschütterungen des Herzens. Die sprachlichen Erwerbungen sind spürbar an Tag und Stunde der aufbrechenden Gefühle geknüpft und selbst die zeitliche Folge der Gedichte, wie sie im Verlauf des Jahres entstanden, ist zugleich die Form des Aufbaues dieser Frühwerke. In den HYMNEN ist es mehr ein erster stürmischer Siegeslauf durch das Jahr, in den PILGERFAHRTEN mehr ein Drängen und Suchen über das zeitliche Jahr hinaus in ein geistig bestimmtes: schon ein Pochen an verschlossenen Pforten, ein Sichstoßen an fremden Grenzen, schon eine Ahnung von den Widerständen des äußeren Schicksalsraumes. Die Sprache ist in den PILGERFAHRTEN noch so rauschend wie in den HYMNEN, aber es gibt schmiegsamere Maße und solche von erregender Unruhe im Wechsel von ausladender Länge und kurzhemmendem Rückstoß, die Pracht und Glut der Farben sind noch dieselben aber die Palette ist vielfältiger geworden, Töne von einer entrückten Stille und Bilder von scheuer Süßigkeit und kindlicher Zartheit stehen zwischen solchen von düstrer Urkraft und geschmiedeter Kühle.

Über solchen Schöpfungen verging das Wiener Jahr und es schien als ob George so einsam wie er gekommen war die gesellige Stadt verlassen sollte. Nur das Warten auf die nach Lüttich zum Druck gesandten PILGERFAHRTEN hielt ihn noch, als er kurz vor dem Aufbruch im November Hugo von Hofmannsthal kennenlernte und nach langen kargen Monaten für einige Wochen von der stürmischen Hoffnung gewiegt wurde, ein höchster Wunsch könnte sich erfüllen, der Dichter den Dichter zum Freund gewinnen. Der fast siebzehnjährige Hofmannsthal — er war zu Wien am 1. Februar 1874 geboren — war damals schon in den literarischen Zirkeln Wiens eine bekannte Figur, hatte unter dem angenommenen NamenLoris Gedichte und Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften und eben jüngst das Dramolet „Gestern" veröffentlicht, das die Anhänger der alten wie der neuen Dichtungsart belobten und als eine Hoffnung der Künstlerschaft begrüßten. „Cherubin", so wird er damals geschildert, — „Gontram oder Guy aber ins Theresianische übersetzt — und Kainz, so etwa lassen sich die Elemente der ersten Empfindung sagen. Das Profil des Dante, nur ein bißchen besänftigt

und verwischt, in weicheren geschmeidigeren Zügen, wie Watteau oder Fragonard es gemalt hätte, aber die Nase unter der kurzen schmalen, von glatten Ponnys überfranzten Stirne, wie aus Marmor, so hart und entschieden, mit starken starren unbeweglichen Flügeln. Braune lustige zutrauliche Mädchenaugen, in denen was Sinnendes, Hoffendes, Fragendes mit einer naiven Koketterie, welche die schiefen Blicke von der Seite liebt, vermischt ist; kurze dicke ungestaltete Lippen, hämisch und grausam, die untere umgestülpt und niederhängend, daß man in das Fleisch der Zähne sieht. Ein feiner schlanker pagenhafter Leib von turnerischer Anmut, biegsam wie eine Gerte, und gern in runden Linien ein wenig geneigt, mit den fallenden Schultern der raffinierten Kulturen, von ungeduldiger Nervosität, aber die nicht wie jene des Kainz, an die man immer wieder denken muß, aus den Fingern sprüht, sondern in den hastigen Beinen ist, die immer zappeln. Aber vor allem in jeder Geste, jedem Ton, der ganzen Haltung was unsäglich Liebes: das gewisse österreichische ‚lieb', das sich wie ein ewiger Mai in den linden lauen Akzent des Wieners und seinen Walzern wiegt." (Bahr, Freie Bühne, Januar 1892.)

Dieser offenbare Spätling und frühreife Mischling aus katholischen und jüdischen Familien der Kaiserstadt hatte durch manche Bekanntschaft mit Menschen und Werken schon ein bestimmtes Urteil über das nördlichere Bruderland, ihm schien unmöglich in Reichsdeutschland wachsen zu können was man in Jung-Wien von einer neuen Kunst erwartete und ersehnte. Er erkannte beim zufälligen Zusammentreffen mit George in einem Kaffeehaus sogleich mit Bestimmtheit die geistige Art dieses herben Deutschen und schon das erste Gespräch gab ihm die Gewißheit, daß sie beide ein Gleiches suchten. Dennoch ging er mit Zagen und der Befürchtung, eine neue Enttäuschung zu erleben, an die Lesung der HYMNEN, welche George ihm schenkte. Aber die Angst, es könnte abermals das Falsche sein, schlug nach der Lesung in Jubel und Begeisterung um, als er erkannte, daß hier die echte Dichtung sei, ja daß ein Ungeahntes aus diesen Strophen dringe, dessen flammender Wind in ihm selbst wie eine Erweckung wirkte, die stummen Saiten seiner Seele erzittern und ihre heimlichen Klänge erst ertönen ließ, wie ein Widmungsgedicht aus diesen Tagen bekannte. Eine kurze stürmische Gemeinschaft flammte auf. Die Gedichte Hofmannsthals aus dieser Zeit zeigen deutlich die Merkmale der Befruchtung durch den stärkeren Geist Georges, sie sind von dem eben erschienenen „Gestern", das sich kaum über die Epigonenschule erhob, durch den Einstrom eines rauschhaften Schwingens unverkennbar unterschieden.

Für Hofmannsthal bedeutete das Zusammentreffen mit George den

Durchbruch seiner besten Kraft, für diesen die Erscheinung Hofmannsthals das froheste Ereignis seiner Fahrt: Die Findung des ersten dichterischen Menschen deutscher Zunge, eines Jünglings voll Feuer und Anmut und scheinbar vom gleichen glühenden Trieb wie er beseelt. Er schloß sich ohne Rückhalt, mit seiner männlichharten besitzergreifenden Leidenschaftlichkeit ihm an und glaubte einen Augenblick seinen höchsten Traum der Freundschaft verwirklicht zu sehen. Doch mußte er bald erfahren, was er um vieles später erst begreifen lernte: daß es Menschen gäbe, für welche das klare Wissen um das Höchste und Nötigste nicht auch die Norm ihres Handelns sei, daß man in Wien mit großem Ernste von Dingen sprechen und sie mit ebenso großem Leichtsinn bald darauf verleugnen, verlieren und verraten könne. Er erkannte die Vereinbarkeit solcher Widersprüche erst viele Jahre später — damals vertraute er der offenen Begeisterung Hofmannsthals und glaubte jeden Bund des Vertrauens mit ihm schließen zu können. Als Hofmannsthal sich diesem Glauben sogleich versagte, sei es aus Furcht vor der geistigen Übergewalt des neuen Freundes, sei es aus Angst von dem schon beschrittenen eigenen Wege abgedrängt zu werden, als er sich ohne verdeutlichende Erklärung geschickt dem liebenden Zugriff des Freundes entzog und dann brüsk die Freundschaft zerriß, bereitete dies George die erste furchtbare Enttäuschung, das erste Verzweifeln vor einer ihm unerklärlichen menschlichen Haltung. Er empfand wie ein Kind noch als selbstverständlich die Einheit von Denken und Tun, von Wissen und Wollen und stand ratlos gequält vor einem Zwiespalt, der dem Wiener gerade seine Lebensmöglichkeit bedeutete: der Gesunde Starke stand wie verkauft vor der ausweichenden Schwäche des Scheingesunden, der um seinen inneren Bruch wußte und sich sogleich mit dem sicheren Gefühl des Bedrohten der starken Gewalt entzog, die ihm in George entgegentrat. Ein Brief Georges an Hofmannsthal aus dem folgenden Jahre verrät noch deutlich den Groll Georges gegen die leichte Art des Wieners den Bruch zu verwischen: „Wir beide", so schrieb er, „sollen uns doch nichts vormachen. Durch unsere letzte Unterredung in Wien wurde nur einer Form genügt, nichts aufgehoben und neugetan. Das empfanden Sie ja auch so und richteten sich danach oder haben Sie mir je geschrieben? Ich tat alles um mich und meine Handlungsweise aufzuklären. Wenn wir mißtrauisch und uns anschielend durchs Leben gehen, so ist das Ihr Wille." Äußerlich war der Zwist in jener Unterredung geschlichtet worden, aber der innerste Grund der Freundschaft war für immer zerbrochen. George verließ nach dem Erscheinen der PILGERFAHRTEN Wien und erst als er nach einem Aufenthalt in Paris und München im Mai des folgenden Jahres noch einmal in die Kaiserstadt zurückkehrte, schloß er mit Hof-

mannsthal eine neue Form der Bekanntschaft auf der Grundlage gegenseitiger Achtung und gewann ihn für seinen Plan, eine Zeitschrift für die neue Dichtung zu begründen. Die persönliche Ferne blieb und erst nach zehn Jahren gemeinsamen Wirkens sollten die beiden sich wiedersehen.

Ende Mai 1892 war George nach Lüttich gereist, wohin ihn der Brief des jungen Belgiers Gérardy zog, der die HYMNEN und PILGERFAHRTEN bei Albert Mockel gelesen hatte. Paul Gérardy war um 1870 unweit Malmédy auf deutschem Boden geboren und hatte dort bis zu seinem zwölften Jahre gelebt. Dann hatte ein Verwandter ihn nach Lüttich gerufen und ganz französisch erzogen. Denn Lüttich, von dem ehemals die ganze christliche Kultur des Niederrheins ausgegangen war, war in den letzten Jahrhunderten als nördlichste Stadt von der Welle des französischen Sprachgeistes überflutet worden und stand damals in einem regen und innigen Verkehr mit Paris. Mockel selbst, der das Wort „La Wallonie" als Bezeichnung für eine geistige Gruppe aufgebracht hat, ließ seine Zeitschrift gleichen Namens in Lüttich drucken. Mehrere der Pariser Symbolisten waren seine Mitarbeiter und verknüpften so den wallonischen Bereich noch fester mit Frankreich. Dennoch konnte Lüttich nicht ganz die Nähe des deutschen und flämischen Sprachgebietes verleugnen, obwohl das Flämische nur in den armen Unterschichten der zugewanderten Bergarbeiter gesprochen wurde. Von Geburt Deutscher, durch Bildung Wallone, der deutschen wie der französischen Sprache völlig mächtig trug Gérardy das Wesen zweier Völker in sich. Er verband auf der Grenze der Länder die reife Geistigkeit Galliens mit den lebendigen Elementen des germanischen Katholizismus, hatte von dort eine feste Kunsterkenntnis gewonnen und aus der Heimat, diesem Winkel alten Römertums, ein tiefes religiöses Spüren um das Heidnische und Christliche mit sich gebracht. Er wollte gern ein Heide heißen und seine späteren „Wahlsprüche" sind wahre antike Pansgesänge, aber das Christlich-Romanische herrschte in ihm vor und seine Liebe galt der mittelalterlichen Legende. Er war darum wie die meisten romanischen Schriftsteller der Politik des Tages nicht abgewandt und schrieb als junger Mensch eine Satire auf Leopold von Belgien „Les carnets du Roi" und eine schlimmere auf Wilhelm II. „Le grand roi Patakake", die in Deutschland verboten, aber von einem Wiener Verlag in einer Übersetzung veröffentlicht wurde. Sonst war er freilich in den Geschäften der Welt so wenig erfahren wie die Maler des lateinischen Viertels, nach deren Vorbild er sich ein wenig lässig trug: mit einem braunen Samtjackett und einem kleinen runden Hut auf den braunen Haaren. Um so geschulter war er in geistigen Dingen, eine große Klugheit leuchtete von der ungewöhnlich hohen Stirn, eine germanische Schwermut aus den dunklen weitgeöffneten Augen und beides vereinte der schmerzlich

umfurchte aber stets zu Witz und Scherz bereite Mund. Frühere Pariser Freunde nannten Gérardy „un homme haineux“ und in der Tat haben manche seiner Gedichte harte selbst böse Züge. Seine Verse sind von breiter derber Machart, so charakterisiert sie einmal Verwey: „Sie erscheinen mehr auf sich gestellte Werkstücke als daß sie mir ein Bild der Persönlichkeit geben. Sie lassen mich an alte flämische Holzbilder denken mit großen ausdrucksvollen Zügen ohne Abtönung. Es ist als ob in Sorge vor dem Stoff der Widerstand leistet, der Künstler leidenschaftlich sein Auge auf das Wesen seiner Vorstellung hefte und dann fest und schnell die Hauptlinien davon ins Holz kerbte.“ Doch betrifft das nur die eine Seite seines Wesens, in anderen Gedichten ist er von einer fast blumigen Zartheit des Fühlens und vor allem von einer schmiegsamen Einfühlung in späte Menschen- und Völkerschicksale: nur ein Dichter, der durch die französische fin-de-siècle-Stimmung gegangen war, konnte die Endzeit eines Volkes mit solcher Plastik wiedergeben, wie er im Gedicht „Byzanz“ getan hat.

Gérardy hatte eben seine erste Gedichtsammlung „Les chansons naïves“ vollendet, als er George kennenlernte. Sein erstes Widmungsgedicht (Blätter II, 2) an diesen gibt uns Kunde von der reinen Höhe ihrer ersten Freundschaft:

Auf deiner erhobenen theorbe singen die sterne
Von Goethe von Platen und dem dichtergeblüt
Dess klare hoheit entzündete die sterne
Das freudige gold das germanische himmel besprüht.

Du Herrlicher singst allein noch die sänge der götter
Aus niederer menge die das schweigen entweiht —
Du wandelst hehr und die ganze freude der götter
Aus deinem mund sich in strahlenden takten befreit.

O sänger der mir meine lange torheit verdachte
Von dem ich ferne mein leidendes leben verbrachte
Ich widme dir meine brüderlichen träume

Damit für euch ihr bewohner im heiligen lichte
Aus azur und reinem glanze sich errichte
Das stolze schloß meiner brüderlichen träume.

Es ist neben den kurzen Widmungsversen Kleins und Hofmannsthals das erste veröffentlichte Bekenntnisgedicht an George, das erste von einer anschwellenden Reihe, in denen sich Glut und Verehrung bis heute nicht gemindert haben. Wenn Gérardy später, wie ein zweites Widmungsgedicht (Blätter III, 4) es ausdrückte, in der Liedkraft erlahmt und fürchtete, daß ihm „Mut zum Schaffen und zum Fluge“ fehle, so geschah auch dies mit solcher ernsten Trauer im Blick auf den, der ihm den hehren Schwung gelehrt, der in einsamem Stolze und mit Verachtung des niedrigen Heute

auf neuer Bahn, wie nur die Größten sie kannten, in die Zukunft wandre, und Gérardy drückte auch dieses brennende Weh, den Freund nicht mehr kräftig genug begleiten zu können, mit solchem Adel aus, daß wir begreifen, wie viel schöner und edler selbst das Versagen nach begeistertem Einsatz ist als kluge Vorsicht und weises Sich-Schonen. Es war wichtig, daß Männer von solcher Hingabefähigkeit wie Gérardy in den Bannkreis Georges traten und selbst wenn sie später wieder in eine dünnere Lebensluft zurücksanken, doch in ihren Jugendjahren zu einem menschlichen Aufschwung hingerissen wurden, der sie eine Weile über ihre Natur erhob. In Gérardy gewann George einen neuen Freund und den dritten Dichter für die geplante Zeitschrift, er verbrachte damals einige Wochen mit ihm und begab sich dann nach Paris, wo er sein drittes Werk, den ALGABAL vollendete.

Auf die feierliche Entrücktheit der HYMNEN die sprühende Bildlichkeit der PILGERFAHRTEN folgte die leidenschaftliche Erhabenheit des ALGABAL, auf den Einbruch und das Ringen um den neuen Sprachraum seine triumphierende Eroberung. Sollte nach der im Schrifttum bisher nur von Hölderlin vertretenen Ansicht das „lyrische" Gedicht alle Sphären bis zum Tragischen ausdrücken können, so mußte eine Dichtart entstehen, in der das unmittelbare Erlebnis der Seele, ihr Sinnlich-Stoffliches wie Geistig-Besonderes, ganz zurücktrat, in der die Person des Dichters ganz in den Geschöpfen seiner Schöpfung aufging, der Zeigende nur in seinem Zeichen erschien. Im ALGABAL erscheint der Dichter nur mehr im überpersönlichen Gleichnis seiner selbst, in einer sinnbildlichen Gestalt, die vom Erlebnis nicht einmal mehr „mit der zarten Scheue des Akzidentiellen", sondern „in großen und stolzen, festen Tönen und mit entscheidender Verleugnung des Akzidentiellen" redet. Mit dieser Möglichkeit sich selbst als geistig-sinnliche Gestalt zu schaffen, mit seinem Tun und Leiden in den ihr zugehörigen Luft- und Weltraum einzugehen, hatte George erst die volle Gewalt über die Sprache gewonnen. Wenn er in den HYMNEN ihr Erwählter in den PILGERFAHRTEN ihr Geliebter wurde, so war er jetzt ihr Herr geworden, der schrankenlos über die Wunder ihrer Liebe verfügte. Schon das Gesetz des Aufbaues zeigt die neue Herrschaft der Gestaltungen: ALGABAL ist nicht mehr nach der Entstehungsfolge im Lauf des Jahres geordnet, an die Stelle der Wachstumsfolge ist die geistig geschichtete Ordnung getreten. Das Gesetz einer festen plastisch ruhenden Fügung der Bilder, das die ersten neuen Gedichte einzeln beherrschte, hat nun den ganzen Gedichtkreis ergriffen, er ist als dreiteilige Fuge aufgebaut: „Unterreich", „Tage" und „Andenken", deren ineinandergreifende Themen erst das ganze Bild erzeugen. Das rhythmische Gefüge und die Gestalt, die es ausdrückt, sind im Wesen eins: hier erscheint der selbstherrliche in sich

vollendete Mensch zum ersten Male als Wunschtraum einer deutschen Seele. In dem frei über sich und Menschen und Dinge verfügenden Priesterkönig, im Erben der größten Macht mit der größten Aufgabe seiner herrscherlichen Selbstformung, im einsamen allmächtigen Fürsten, dem Wille und Schicksal, Weisheit und Rausch, heldische Tat und vermessener Traum sich widerspruchslos vereinen, fand George über den Sänger und Pilger hinaus den Bildträger für die ganze Fülle seiner leidenschaftlichen Dränge und geistigen Gesichte. Ob das geschichtliche Bild des spätrömischen Kaisers Heliogabalos dem so geschaffenen Sinnbild des Dichters mehr oder weniger oder gar nicht entspricht, ist nicht von Belang. Wie damals in Rom war auch im sinkenden 19. Jahrhundert wieder Endzeit, verzweifelte Weise schrien es von den Bergen, höhnende Umstürzler verkündeten es im niederen Volke und nur die es anging, die bürgerliche Gesellschaft vom Kaufmann bis zum Fürsten, vom Tagesschreiber bis zum Gelehrten, türmte den Wahnbau des Fortschritts weiter und verzerrte Mensch und Erde bis zu nie gesehener Scheußlichkeit. Alles schien damals den Begehrenden möglich, es gab nichts Unerreichbares, Unerkennbares mehr: alle Zonen des Raumes vermischten ihre Gewächse und Güter, alle Stoffe wurden für Forschung und Betrieb nutzbar und anwendbar, alle Zonen der Zeiten öffneten sich den Neugierblicken, alle Sitten wurden vertauschbar, alle Genüsse erreichbar für Seele und Sinne. Die erlesenen Köpfe von Paris bis Moskau hatten schon das ganze 19. Jahrhundert hindurch auf den tiefen Niedergang des europäischen Geisteslebens hingewiesen, die empfindlichen Geister spürten den Endhauch einer Weltzeit um sich wehen und die Fin-de-siècle-Stimmung, wie sie in Kunst und Literatur von Frankreich ausging, war nur der feinste Anzeiger dieser Seelenlage. Sie äußerte sich in der Dichtung nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin: einmal als Zerbrechen veralteter, ja Verachtung aller strengen Formen überhaupt und Neigung zum Rohstofflichen der Sachen Zustände und Gefühle, das andre Mal als äußerste Verfeinerung ja Übersteigerung der Formen und Hinneigung zum Seltnen, Erlesenen, Verfeinerten, ja auch Giftigen und Verruchten, Richtungen jeder Endzeit, die den Verlust der bindenden Lebensmitte anzeigen. Sie unterscheiden sich nur darin, daß bei letzter Übersteigerung die erste zur pöbelhaften Auflösung, die zweite zur byzantinischen Erstarrung der Gesellschaft führt, daß jene in der Zertrümmerung aller Gebilde und der Entladung aller gemeinen Triebe, diese in der höchsten Zuspitzung der Gesetzlichkeiten, in der erlesensten Auswahl der Stoffe und der äußersten Verfeinerung der Künste ihre Erfüllung sucht. In Deutschland hatte um 1890 in der Dichtung eben jene rohe Zerlösung begonnen, in den Weststaaten Europas war dagegen die höchste Durchbil-

dung der dichterischen Formen im Sinne der Erlesenheit der Stoffe wie der Mittel herrschend, in Frankreich besonders im Anschluß an die frühen jetzt erst zur vollen Wirkung gelangenden Dichtungen Baudelaires. Auch George wurde im Kreis seiner Pariser Freunde tief von der Sprachgewalt dieses Dichters ergriffen. Er hatte im Verlauf des vorhergehenden Jahres eine große Anzahl seiner Gedichte ins Deutsche übertragen und in einer handschriftlichen Vervielfältigung für seine Freunde veröffentlicht. Während ihm der ganze europäische Naturalismus, wie jene erste Richtung in Kunst und Leben genannt worden ist, in seiner offenbaren Niedrigkeit und Unfähigkeit künstlerische Gebilde hervorzubringen, verächtlich war, fand er in Baudelaire und seinen Folgern eine solche Höhe der sprachlichen Formung, eine solche Sauberkeit und Strenge der Versbearbeitung, einen solchen Ernst in der Behandlung künstlerischer Fragen und Aufgaben, daß er sich mit der ganzen Lust des Werkbegierigen dieser Welt der „Künstlichen Paradiese" und „Blumen des Bösen" hingab. Indem er so das Endzeitliche in höchster Verfeinerung als künstlerisches Formgebilde aufnahm, wurde ihm freilich zugleich die späte Reizwelt in all ihren Erlesenheiten und Verderbtheiten als Erbe zugebracht. Es war eine damals noch stumme Frage unseres Schicksals an seine Kraft, ob er wie die bedeutenden Geister des Westens darin verhaftet bleiben oder auch ihrer Herr würde. Einmal mußte seine Seele, da die Kunst in ihrer lebendigen Zeitform nur d i e s e Einheit von Schönheit und Späte hatte, alle Möglichkeiten dieser Reize nicht im sinnlichen Genuß sondern in der geistigen Werkschöpfung erfahren, mußte sie auskosten, um sie hinter sich zu lassen, mußte die Süchte bis zur letzten Übersteigerung ins Dichterische bannen, damit keine Nötigung für einkommendes Geschlecht bliebe, sich an diesen Gefahren der Spätzeiten zu versuchen. Wir wissen es heute, daß nach dem ALGABAL ein Mehr auf diesem Felde nicht mehr möglich war, die Seele des Dichters und mit ihr die unsre hatte sich satt getrunken an den berauschenden Giften und ist ihnen nicht erlegen.

Denn nicht aus den Reizbegierden ging seine Dichtung hervor, sondern aus dem tiefen Bedürfen der Seele, ihr menschliches Traumbild in solcher Schönheit, Höhe und Unantastbarkeit hinzustellen, daß zwischen ihm und dem Menschenbild der Zeit, daß zwischen dem einen und der Menge ein Gleichgewicht der Kräfte geschaffen würde: „Ich bin als einer so wie sie als viele." Die Aufreißung der tiefsten Kluft zwischen dieser Seele und der europäischen Menschheit, ihre größte Vereinsamung und ihre größte Entfernung von dieser bot allein die Gewähr eines Sieges über sie in der Zeit der Gleichheit und Einebnung aller Stufen unter Menschen und Völkern.

Der Baudelairesche Rat: „Enivrez-vous!“ bot George keine Hilfe auf diesem Weg: Die geistigen Räusche, und mochten sie eine noch so hohe Stufe des Künstlerischen erreichen, waren wie die leiblichen nur ein Ausweg aus dem Gemeinen, eine Flucht vor dem Rohen und Vielen, ein Widerspruch gegen das Banale, es war ein Scheinheilmittel, das durch seine Art der Endzeit selber angehörte, es war vor dem grausamen Antlitz des verzerrten Lebens Betäubung in schönem Vergessen und also Verzicht auf Bezwingung und Verwandlung der Wirklichkeit. Daher hat auch die Dichtung ALGABAL nichts von dem unverkennbaren Pariser Parfüm der Baudelaire-Gedichte, nichts von dem besonderen Zeitduft des französischen Verfalls, sie faßt die Endzeit in ihren einfachen menschlichen Grundspannungen und wenn etwas von spätrömischer Luft sie durchweht so deshalb weil der Dichter eine endende Kultur nur dort versinnbildlichen kann, wo sie in großen Figuren nicht wie heute im Massenelend oder Massenaufstieg erscheint. Es gab damals in Europa keinen Adel, kein Herrschertum mehr als in den wenigen, welche es mit fast übermenschlicher Kraft gegen die verpöbelnde Welt, ja gegen ihr eignes alterndes Blut noch in Haltung und Anspruch vertraten, wie etwa Ludwig II. von Bayern und Elisabeth von Österreich. Sie hielten das Bild des entschwindenden fürstlichen Menschen auf dem Throne für ihre Person noch aufrecht, das schon zum Untergang bestimmte Erbkönigtum christlicher Zeit fand in ihnen noch die letzte Verkörperung einer stolzen Hoheit und Unnahbarkeit. Ludwig II. suchte in seinen einsamen Schloßbauten — fast so einsam und zeitfremd wie im Unterreich des ALGABAL — vergeblich noch den letzten freien Prunkraum, das Palatium Majestatis zu schaffen, um überhaupt leben zu können. Für solche Naturen, die in einer schon ganz gewandelten Welt, das letzte Erbe noch einsam, schön aber widerhallos behaupteten, war Wahnsinn oder Dolchstoß das letzte Geschick. Aber ihr Schimmer blieb dennoch unverloren: Die erlöschenden Gestirne stürzen in die aufgehenden und ohne die Spätkaiser der Antike wären schwerlich die Funken von Rom und Byzanz in die Franken gefahren und hätten die Glut unserer Kaisergeschlechter entzündet. So steht heute vor der Dichtung ALGABAL die Aufschrift: Dem Gedächtnis Ludwigs II.

Als meine jugend mein leben hob in solch ein licht
Kam sie erstaunend deinem nah und liebte dich.
Nun ruft ein heil dir übers grab hinaus Algabal
Dein jüngrer bruder, o verhöhnter dulderkönig.

Der Erneuerer des Bildes herrscherlichen Menschentums wurde zugleich der Bewahrer des Bildes versinkenden Herrschertums.

Aus solcher Not, mit dem Blick auf solche Vorbilder und dem Wissen

JUGENDBILDNIS

um den Sinn menschlicher Maße im Auf- und Untergang schuf George die Gestalt des Algabal, den Fürsten der menschenfernsten Räume und alltagfremdesten Stunden, der nur das eine unerbittliche Gesetz der Hoheit und Einzigkeit, die eine unerbittliche Freiheit des Wandels in den ihm bestimmten Bahnen kennt, den Unbefleckten und Makellosen, der lieber die äußerste Härte als die Duldung des Unzulänglichen, lieber den Tod als die Ernüchterung, lieber den Mord als die leise selbst ungewollte Antastung der Würde will. Mit dieser Gestalt stellte George, was keiner der westlichen Enddichter wagte noch vermochte, wieder Bild und Recht des herrscherlichen Menschen in die Mitte Europas. So leben zu wollen, die Dränge und Kräfte in sich zu fühlen so leben zu können, aber hineingeboren sein in d i e s e n Weltzustand, hieß für den schöpferischen Geist untergehen oder mit dem Mittel seiner Gewalt das Reich erobern, in dessen Luft er atmen konnte, hieß also für den Dichter zuerst das Wunschbild in der Sprache und als Sprache so wirklich, so groß so schön gestalten, daß die Achse der Zeit sich vor ihrer lebendigen Wucht verlagern und die verwandten Kräfte um die neue Mitte zu kreisen beginnen mußten. Mochten die Wirbel zunächst kaum sichtbar sein, mochte die Ergriffenheit dem scheinbar Ungefährlichsten Untäterischsten nämlich der künstlerischen Schönheit gelten: sie barg diesmal die Gewähr der Weiterwirkung, Traum und Tat zugleich in ihrem sprachlichen Geheimnis. Der welthungrige und zukunftsträchtige Geist des Dichters hob sich schon in der Dichtung selbst über das Verhängnis der Endzeit: das Gedicht „Graue rosse muß ich schirren" sprengt den Weltraum Algabals und läßt den Sturmwind eines unverbrauchten Barbarentums aus der gebärenden Urnacht der Zeit in die Marmorhallen und Ziergärten wehen, das Schlußgedicht öffnet den Blick in die jungfräulich kalten klaren Himmel, in noch unbetretenen neuen Raum. Aber gab es noch ein Mehr für ihn nach dieser Steigerung und Erhöhung des Menschenbildes? Gab es noch einen Stoff nach diesem Erleben, noch eine Form nach dieser dichtesten Fügung der Worte, noch einen Ton nach diesem Prunk der Maße und Klänge, gab es noch einen Schoß der Sprache, in dem dieser Geist neue Geburten erzeugen konnte? War dies nicht doch das Ende? Eine Weiterführung dieser Linie war nicht mehr möglich, schon drohten die Spannungen das Gefäß des Körpers zu sprengen, der Dichter überwachte noch die Veröffentlichung des neuen Werkes, das in Paris im September erschien, dann warf ihn im Herbst eine schwere Krise seiner Gesundheit in der Heimat nieder, von der er erst langsam im Elternhause zu Bingen genas, als der Frühling ihm die Gewißheit neuer dichterischer Schaffensfreude brachte.